

## Gedenkrede: Vom Sehen zum Wissen

Es war Ende April 1945, als sich oben auf der Hauptstraße – von Starnberg kommend – ein Bild bot, mit dem „niemand gerechnet hatte“. Es waren Menschenmassen in gestreiften grauen Anzügen. Menschen, die keine Namen mehr tragen durften, sondern Nummern und Buchstaben, die grob auf ihre Jacken gemalt waren.

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,  
wir stehen heute an einem Ort, der vor über 80 Jahren Schauplatz eines Schreckens war. Wenn wir uns fragen, was die Menschen hier damals sahen, dann liefert uns der Bericht der Zeitzeugin Veronika Winkler eine erschütternde Antwort.

Sie sahen das Elend in seiner nacktesten Form. Sie sahen Menschen, so dürr und ausgemergelt, dass sie „schwach zum Umfallen“ und oft „schon mehr tot als lebendig“ waren. Es war kein geheimnisvolles Verschwinden hinter Mauern mehr; das Leid marschierte mitten durch Percha, Berg und Aufkirchen. Es war ein Zug, begleitet von schwer bewaffneten SS-Männern, die jede Schwäche unbarmherzig bestrafte.

„Wir haben nichts gewusst“. Eine häufige Ausrede der Nachkriegszeit eines bloßen Sich-Herausziehen aus der Verantwortung. Doch auch an diesem Punkt, im April 1945, bricht diese Rechtfertigung in sich zusammen. Wer am Straßenrand stand, sah nicht nur – er wusste. Das Wissen „sickerte durch“, dass das KZ Dachau geräumt worden war. Das Verbrechen war nicht mehr abstrakt oder fern es schleppte sich durch die eigene Nachbarschaft. Das „Nicht-Wissen“ war hier schlicht nicht mehr möglich, denn es war ein „Nicht-Übersehen-Können“.

Das Wissen verbreitete sich wie ein Lauffeuer in den Dörfern am Ostufer. Es gab jene, die starr vor Angst oder Gleichgültigkeit blieben, aber es gab auch jene, bei denen das Wissen zu Handeln führte. Wie die Jesuiten-Patres auf der Rottmannshöhe, die durch geflohene Häftlinge von dem Marsch erfuhren und unter Lebensgefahr Hilfe leisteten. Über tausend Menschen verloren auf diesen letzten Kilometern ihr Leben.

Wir gedenken derer, die hier ihr Leben ließen, und versprechen, dass ihre Namen niemals wieder hinter Nummern verschwinden werden.

Unser Gedenken heute ist kein bloßes Zurückschauen. Es ist die Verpflichtung, die Lehre aus dieser Sichtbarkeit zu ziehen: Wegsehen schützt nicht vor der Verantwortung des Wissens.

- Sophie Dian

Gedenkfeier Dachauer Todesmarsch 26.04.2026 Celina Wackerl

Jeder Mensch erfährt im Laufe seines Lebens Leid. Leid spielt eine große Rolle und kann auf viele verschiedene Wege erfahren werden. Doch welches Leid ist zu vergleichen mit dem, welches zu dieser Zeit erlebt wurde? Was bedeutet es, wenn Menschen kaum noch leben? Was passiert mit der Menschlichkeit in so einer Situation? Gibt es einen kleinen Funken an Hoffnung? Wenn wir an den Dachauer Todesmarsch denken, sprechen wir nicht nur über riesige Zahlen und historische Daten. Wir sprechen vor allem über Menschen. Menschen, die gelitten haben, ausgehungert und schwach waren, die „mehr tot als lebendig“ waren. Diese Worte beschreiben nicht nur ihr körperliches Leid. Sie zeigen, wie weit ein Mensch an die Grenze des Überlebens gedrängt wird, wenn ihm alles genommen wird. Konkretes Leid bedeutet hier: Jeder Schritt tat weh. Jeder Atemzug war ein Kampf. Und trotzdem gaben diese Menschen nicht auf, sie machten weiter. Tag für Tag und Schritt für Schritt.

Was passiert mit der Menschlichkeit in so einer Situation? Sie wird bedroht, sie wird klein. Aber sie verschwindet nicht. Denn selbst in dieser Dunkelheit gab es Menschen, die sich weigerten wegzuschauen. Wie zum Beispiel die Jesuiten, die heimlich Kleidung und Essen brachten und Häftlinge retteten. Sie zeigen, dass Menschlichkeit eine Entscheidung ist, eine die Mut braucht. Und auch die Häftlinge hatten kleine Momente, die ihnen halfen, weiterzugehen. Auch wenn es nur ein Lächeln, ein Blickkontakt oder ermutigende Worte waren. Es waren vor allem die klitzekleinen Momente, die der Funken Hoffnung waren, weiterzumachen.

Und genau hier beginnt auch ein Bezug zu heute: Man kann das Leid dieser Zeit mit nichts vergleichen, doch es kann uns helfen, unser Verhalten zu verbessern. Wir leben in einer Zeit, in der wir Leid oft nur durch Bildschirme sehen. In den Nachrichten, in Social Media, manchmal so schnell, dass wir kaum noch hinsehen. Aber das Leid anderer wird nicht kleiner, nur weil wir es wegwischen können. Die Geschichte des Todesmarsch erinnert uns daran, wie wichtig es ist, nicht gleichgültig zu sein.

Menschlichkeit bedeutet heute:  
Hinzuschauen, wenn jemand ausgegrenzt wird  
Zu widersprechen, wenn Hass laut wird  
Zu helfen, auch wenn es unbequem ist.  
Und es bedeutet auch, die kleinen Momente zu schätzen -die uns Kraft geben, uns verbinden, uns zeigen, dass wir nicht allein sind.  
So wie die Häftlinge damals an winzigen Zeichen von Menschen festhielten, können wir auch heute aus kleinen Gesten Mut schöpfen und anderen Mut geben.  
Denn genau dort beginnt sie: in den Momenten, die wir einander schenken. In dem Mut, hinzusehen.  
In der Bereitschaft, nicht gleichgültig zu werden.  
So können wir heute etwas weitertragen, das damals vielen Menschen die letzte Kraft gab - die Hoffnung, dass Menschlichkeit bleibt.  
Vielen Dank!

Wer war dieser Mensch?

Manik Nutgewitsch.

Geboren 1904 in Polen.

Viel mehr wissen wir nicht. Keine Fotos, keine persönlichen Erinnerungen.

Nur wenige Zeilen in einer Akte. Und doch war er ein Mensch – mit einem Leben, mit Hoffnungen, vielleicht mit Familie und Freunden.

Als letzter Aufenthaltsort ist das Konzentrationslager Dachau vermerkt.

Wahrscheinlich wurde er in den letzten Kriegswochen auf einen Todesmarsch gezwungen – einen der letzten Akte nationalsozialistischer Gewalt.

Die Menschen waren ausgehungert, erschöpft und krank. Viele überlebten die Märsche nicht.

Der Krieg endete am 8. Mai 1945.

Doch für manche endete das Leid nicht mit der Befreiung.

Manik Nutgewitsch starb am 17. Mai 1945 hier in Starnberg – neun Tage nach Kriegsende.

Er starb nicht nur an Krankheit. Er starb an den Folgen von Verfolgung, Hunger und unmenschlicher Behandlung.

Was bedeutet es, hier zu sterben?

Vielleicht bedeutet es, dass Befreiung für viele zu spät kam.

Dass Menschen den Krieg überlebten, aber nicht das Leid, das ihnen zugefügt wurde.

Darum nennen wir heute seinen Namen:

Manik Nutgewitsch.

Wir erinnern uns an ihn, damit er nicht vergessen wird.

Und damit wir wachsam bleiben – gegen Hass, Ausgrenzung und Menschenverachtung.

- Lilly Binder

Zitat: „Zerreißt den Mantel, der Gleichgültigkeit, den Ihr um Euer Herz gelegt! Entscheidet Euch, *eh' es zu spät ist!*“

- Fünftes Flugblatt der weisen Rose, 1943

Sehr geehrte Damen und Herren,

reicht es wirklich aus, kein Täter zu sein, oder beginnt Verantwortung nicht schon sehr viel früher – nämlich in dem Moment, in dem wir entscheiden, ob wir hinschauen oder wegsehen? Reicht es, wenn wir nicht aktiv mitmachen, wenn wir den Hass nicht teilen, wenn wir nicht laut mitschreien und stattdessen still bleiben, den Kopf senken und hoffen, dass das Geschehen an uns vorüberzieht? Oder ist es vielleicht bereits ein Teil des Problems, wenn wir anderen den Raum lassen, ihre Stimmen des Hasses ungehindert zu erheben, ohne ihnen zu widersprechen? Um dieses Dilemma greifbarer zu machen, bitte ich sie, sich folgendes vorzustellen: Sie sitzen an einem Tisch, vor sich ein Glas Wasser, und Ihr Tischnachbar beginnt ganz langsam, dieses Glas in Richtung der Tischkante zu schieben; Sie beobachten das Geschehen genau, Sie wissen vermutlich, was passieren wird, und Sie haben ohne Zweifel die Möglichkeit, einzugreifen, Ihre Hand auszustrecken und das Glas aufzuhalten, bevor es fällt. Doch Sie tun es nicht. Sie bleiben sitzen, ruhig, vielleicht unsicher, vielleicht auch gleichgültig, und sehen zu, wie das Glas schließlich über die Kante kippt, zu Boden fällt und in unzählige Scherben zerbricht.

Sind Sie in diesem Moment schuldig? Auf den ersten Blick vielleicht nicht, denn schließlich waren Sie nicht die Person, die das Glas gestoßen hat. Und doch bleibt die unbequeme Wahrheit bestehen, dass das Glas noch unversehrt wäre, wenn Sie sich entschieden hätten zu handeln.

Genau in dieser Spannung entsteht das eigentliche Dilemma der Verantwortung, das uns nicht nur in solchen Gedankenexperimenten begegnet, sondern auch in unserem Alltag immer wieder präsent ist. Viel zu oft wenden wir unseren Blick ab von Situationen, die uns unangenehm erscheinen, die uns überfordern oder deren Lösung uns zu schwierig oder gar unmöglich erscheint. Aber gerade diese scheinbar kleinen Momente des Wegsehens summieren sich. Aus der Passivität des Einzelnen wird eine kollektive Haltung geboren, eine Kultur des Schweigens und der Gleichgültigkeit, in der Ungerechtigkeit, Grausamkeit und letztlich auch Gewalt nicht nur möglich werden, sondern sich ungehindert entfalten können.

Dies geschah bereits zu oft. Wir stehen hier heute, weil es bereits passiert ist. Weil es deutsche gab, die eben nicht sprachen, nicht für die Menschlichkeit kämpften. Und was schufen die Menschen damit? eine Welt des unendlichen Schmerzes und der Zerstörung. Die Passivität kostete uns über 60 Millionen Menschenleben

Was bedeutet das für uns heute?

Wir müssen lesen und erinnern. Diskutieren und debattieren. Intolerant gegenüber der Unmenschlichkeit sein. Verantwortung füreinander nehmen

Verantwortung beginnt nicht erst beim eigenen Handeln, sondern auch dort, wo wir Unrecht geschehen lassen.

**Am Ende prägt eine Gesellschaft nicht nur das, was Menschen tun, sondern auch das, was sie unterlassen. Die Frage ist: Bleiben wir Zuschauer – oder übernehmen wir Verantwortung?**

- Jil Wolfsteiner

## Sprecher 6 – Moralische Reflexion II: Was bedeutet „Nie wieder“ wirklich?

Abba Naor hat überlebt. Und trotzdem als er das erste Mal das Lager verlässt, schaut er sich um. Blickt über die Schulter. Nach rechts, nach links. Als könnte noch ein Wächter auftauchen.

Die Freiheit war da. Aber sein Körper, sein Kopf – die hatten sie noch nicht begriffen. Nie wieder sollte ein Mensch so etwas erleben müssen. Nie wieder sollten unschuldige Menschen solche Grausamkeiten erleiden müssen.

Für Abba Naor waren „Nie wieder“ nicht nur 2 Wörter. Es war sein Leben. Eingebrennt in jeden Moment, in jede Nacht, in jeden Gedanken an seine Mutter und Brüder. Er musste es nicht verstehen – er hat es gefühlt, ob er wollte oder nicht. Und genau das ist der Unterschied zwischen ihm und uns.

Denn wir waren nicht dabei. Wir haben den Hunger nicht gespürt, die Kälte nicht, die Angst nicht. Das ist ein riesiges, für uns oft selbstverständlich gewordenes Glück.

Aber genau deshalb kann „Nie wieder“ für uns zur leeren Formel werden. Abba Naor hat das kritisiert, er sagt: In den Reden fällt das unweigerliche „Nie wieder“ – dann ist es vorbei, und alle fahren zurück in den Alltag, in dem Erinnerung keine Rolle mehr spielt. Das ist eine Aufforderung an uns

Jetzt, wo die Zeitzeugen immer weniger werden, liegt genau das bei uns. Nicht weil wir es erlebt haben. Sondern gerade weil wir es nicht erlebt haben und es trotzdem nicht vergessen dürfen.

Wir stehen hier an einem Ort, an dem Menschen gestorben sind. Manik Nutgewitsch. Nandor Lebowics. Und so viele, deren Namen wir nicht mal kennen.

Erinnerung bedeutet nicht, einmal im Jahr herzukommen. Es bedeutet hinzusehen – wenn Menschen ausgegrenzt werden, wenn Hass in der Gesellschaft akzeptiert wird, wenn jemand sagt, das damals sei nur ein „Vogelschiss der Geschichte“.

Für Abba Naor war „Nie wieder“ keine Wahl. Es war in ihn eingebrennt.

Für uns ist es eine Entscheidung. Jeden Tag neu.

Nie wieder ist kein Erbe der Vergangenheit. Und das liegt nicht nur bei denen die hier versammelt sind, sondern bei allen.

- Amelie Herzum